

Sheila Jeffries

VIER PFOTEN UND
EIN HERZ AUS GOLD



Weltbild

Tallulah



© Sheila Jeffries

Sheila Jeffries hat lange Zeit sehr erfolgreich Kinderbücher geschrieben, bevor sie begann, Bücher für erwachsene Leser zu schreiben. Ihre Kreativität lebt sie nicht nur in ihren Büchern aus, sondern auch als bildende Künstlerin.

Sheila Jeffries wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet und lebt heute in Somerset. Mehr über die Autorin erfahren sie auf www.sheilajeffries.com

Sheila Jeffries

Tallulah

Vier Pfoten und ein Herz aus Gold

Aus dem Englischen
von Sabine Schäfer

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Solomon's Kitten*
bei Simon & Schuster, London, UK.

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Sheila Jeffries
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Sabine Schäfer
Projektleitung & Redaktion: Dr. Ulrike Strerath-Bolz,
usb bücherbüro, Friedberg, Bay
Umschlaggestaltung: M. Four/ S&S Art Dept;
Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-495-1

2019 2018 2017 2016
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Meinem Ehemann Ted,
der mein Seelengefährte und Freund ist*

Es war ein Katzenmädchen, flauschig und sehr schön, mit Nuancen von Silber und Gold in ihrem Fell.

»Das ist ein besonderes Kätzchen«, sagte mein Engel. »Wie du, Salomon, ist sie gekommen, um zu heilen.« Also versorgte ich das getigerte Kätzchen in den Momenten, bevor Jessica zu ihr zurückkam, um sie zu holen, mit jede Menge Liebe und Schnurren. Eines Tages öffnete sie ihre hellblauen Augen und sah mich an, als wollte sie mich für immer in ihrer Erinnerung bewahren.

Aber der Tag, an dem ich meine wunderschönen Katzenkinder bewunderte und sah, wie Jessica sich in eine liebevoll schnurrende Katzenmama verwandelte, sollte für lange Zeit mein letzter glücklicher Tag sein.

Das Haus lag friedlich in der Sonne. Ellen und Joe kamen gut miteinander aus, und John spielte glücklich im Garten.

Das war, bevor der Gerichtsvollzieher bei uns erschien.

Aus: Salomon – Engel auf Samtpfoten

1

»Folge diesem Mädchen«

»Folge diesem Mädchen«, sagte mein Engel.

Das Mädchen weinte, als es an mir vorbeieilte. Sie starrte auf den Boden vor sich und hielt eine weiße Plastiktüte umklammert, in der sich etwas Schweres befand. Was auch immer es war, ich konnte es riechen, und es war lebendig. Jedes Mal, wenn ihr jemand begegnete, verstärkte sich ihr Griff um die Tüte, und sie machte einen Bogen um die Entgegenkommenden. Sie schien zu befürchten, dass sie jemand aufhalten würde.

Ich saß im orangefarbenen Licht einer Straßenlaterne auf der Gartenmauer, ein guter Platz für eine Katze, um das Treiben auf der Straße zu beobachten und die Moten zu fangen, die um das Geißblatt flatterten. Ich war eine junge Katze, ein bisschen nervös, weil ich einen schwierigen Start ins Leben gehabt hatte, und ich wagte mich selten aus dem Bereich unseres Gartens heraus.

Die Stimme meines Engels summt um meine Schnurrhaare, und derart ermutigt, plusterte ich mein silberweißes Fell auf. Ich sprang von der Mauer herunter und rannte hinter dem weinenden Mädchen her. Mein Instinkt riet mir, es verstohlen zu tun, deshalb kroch ich auf leisen Pfoten durch Vorgärten, unter Toren und Hecken

hindurch, über Zäune und unter geparkte Autos. Ich folgte dem Mädchen anhand des Klapperns ihrer Schuhe, ihres Schniefens und des seltsamen animalischen Geruchs, der von der großen Tüte ausging. Es war der feine Geruch von Furcht, der mir verriet, dass es sich hier um eine wichtige Angelegenheit handelte.

Mein silbern getigertes Fell war in der Dämmerung eines Sommerabends die perfekte Tarnung. Nur meine weißen Flecken und Socken verrieten mich. Der Verkehr machte mir Angst, aber ich folgte dem Mädchen weiter durch das Straßengewirr. Würde ich jemals wieder nach Hause finden?

Sie bog in eine Gasse ab und blieb unter einer Laterne stehen. Sie zündete sich eine Zigarette an, und ich konnte sehen, dass ihre Hände zitterten, als der Rauch sich im orangefarbenen Licht nach oben kräuselte. Sie hatte die Tüte abgestellt. Ich spähte um den Torpfosten, hinter dem ich mich versteckt hielt. Ich starrte auf die am Boden liegende Tüte.

Und da bewegte sie sich.

Etwas darin trat und wand sich und brachte das Plastik zum Rascheln. Das jagte mir einen mordsmäßigen Schreck ein. Ich kroch näher, während mein weiches Fell über den Boden streifte. Quengelige kleine Klageschreie kamen aus dem Inneren der Tüte. Die Kreatur darin war einsam und verzweifelt.

Das Mädchen reagierte, indem es sich die Tüte schnappte und weitermarschierte.

»Halt's Maul!«, zischte sie. »*Halt* einfach *dein Maul*.«

Sogar in der Dunkelheit sah ihre Aura wie zersplittertes Glas aus.

Ich flitzte hinter ihr her, einen langen Fußweg entlang, bis dorthin, wo die Straßenbeleuchtung aufhörte, ein weißer Mond über der Gemeindewiese schien und auf groben Grasbuckeln und den Blättern der Brombeerbüsche schimmerte. Ich konnte die Hunde riechen, die hier Gassi geführt wurden, und das schärfte meine Wahrnehmung. Ängstlich geworden, versteckte ich mich im hohen Gras und beobachtete den Schatten des Mädchens. Gefahr umgab uns. Ein Hauch von etwas, das Geräusch von fließendem, flüsterndem Wasser, eine Ahnung von geheimnisvollen Flusswesen, die dort lebten und herauskamen, wenn es dunkel war. Ich konnte das Schimmern des Wassers sehen und den Bogen einer hohen Brücke. Entsetzt sah ich, wie das Mädchen sie überquerte und genau in der Mitte stehen blieb. Sie öffnete die Plastiktüte.

Ich wusste, was sie tun würde, und ich erinnerte mich daran, wie es sich für ein lebendes Wesen anfühlte, wie Abfall ausgekippt zu werden. Ich rannte näher heran, setzte mich majestätisch auf den Pfad, starrte sie an, benutzte meine Katzenkräfte und miaute.

Das Mädchen drehte sich um und sah mich. Dann begann sie wieder zu weinen und laut zu schluchzen.

»Ich kann das nicht«, heulte sie und verließ die Brücke, vom Weinen gebeugt, die Tüte an ihren Körper ge-

presst. In der Nähe wuchs ein Holunderbaum aus einer Mauer, und sie verschwand im Schatten seiner Zweige.

Wenig später tauchte sie ohne die Tüte wieder auf, die Arme um sich geschlungen, als würde jeder Knochen in ihrem Körper wehtun.

»Plustere dein Fell auf«, sagte mein Engel. »Richte deinen Schwanz auf und lauf ihr entgegen.«

Das tat ich. Es war nicht schwer. Ich wusste, wie ansprechend ich aussehen musste, eine silberweiße Katze mit langem Fell und goldenen Augen, die im Mondlicht leuchteten. Wie bei einer Geisterkatze.

Wir trafen uns auf dem Pfad, und ich blickte zu ihr auf und miaute freundlich. Sie erstarrte. Dann beugte sie sich herab und streichelte mich. Ich tätschelte die goldenen und silbernen Armreifen, die an ihrem Handgelenk klirrten. Ich schnüffelte an ihrem Finger, und es war dieser ganz bestimmte Geruch daran, der salzige, durchdringende Geruch von etwas, das gerade geboren worden war.

»Hallo, magische Miezekatz«, flüsterte sie.

Ich mochte diesen Namen. Besser als »Flaumball«, wie mich mein Mensch genannt hatte. Also wirklich, Flaumball, für mich, die Königin der Katzen? Und mir gefiel die Art, wie das Mädchen mir tief in die Augen blickte. Ich blickte in ihre, und was ich sah, war reine Schönheit, gefangen in Leid, wie eine Florfliege in einem Spinnennetz.

»Präg sie dir ein«, sagte mein Engel leise. »Eines Tages wirst du sie wiederfinden müssen.«

Also starrte ich sie weiter an, verankerte die Essenz ihrer Seele in meiner. Egal, wie sehr sie ihre Frisur und ihre Kleidung verändern würde, ich würde sie immer noch an der Mischung aus Schmerz und Magie in ihren Augen erkennen.

»Du darfst mir nicht folgen«, sagte sie und ging hektisch weiter. Ihr Herz schlug laut, ihre Tränen glitzerten im Mondlicht. Ich sprang auf die Mauer und rannte mit erhobenem Schwanz neben ihr her. Ich miaute, bis sie wieder stehen blieb und mir ihr Gesicht zuwandte. Unsere Nasen berührten sich. Ich hatte eine Verbindung zu ihr hergestellt.

»Du darfst mir nicht folgen, magische Miezekatz«, sagte sie erneut. »Wenn du wüsstest, was ich getan habe, würdest du nichts mit mir zu tun haben wollen. Du sollst mir nicht folgen. Ich bin *schlechte Gesellschaft*. Böse.«

Ich schnurrte und schnurrte, schickte ihr meine Liebe, und mein Schnurren war ein Strom von heilenden Sternen. Ich schlängelte mich hin und her, rieb meinen ganzen Körper an ihrem weinenden Gesicht, bis sie endlich ein bisschen lächelte und mir ihren Namen sagte.

»TammyLee«.

Fasziniert lauschte ich dem Rhythmus des Namens. Ich tätschelte die goldene Perle an ihrem Nasenflügel und spielte mit einer Haarsträhne. TammyLee. Es war mir egal, was sie Böses getan hatte. In diesem Augenblick war es meine Aufgabe, sie zu lieben.

Zusammen liefen wir weiter durch die Nacht, ich auf

der Mauer und sie auf dem Pfad, und wünschten uns, ich könnte ihre Katze sein. Doch als wir wieder an den orange leuchtenden Straßenlaternen angekommen waren, ging eine Veränderung mit TammyLee vor. Sie hörte auf zu weinen, hob den Kopf und begann, mit klappernden Absätzen loszumarschieren. Ihre Aura verhärtete sich zu einem Panzer, und ich bemerkte einen Mann, der schnell auf sie zukam.

»Wo zur Hölle bist du gewesen, TammyLee?«, fragte er. Sie zuckte die Schultern.

»Nirgends, Dad. Mach keinen Aufstand.«

»Wir waren krank vor Sorge. Du musst morgen früh in die Schule, mein Mädchen.«

»Wen kümmert's?«

»Uns. Du hast über Magenkrämpfe geklagt und bist aus dem Haus gestürzt, dann bist du *vier* Stunden lang verschwunden. Warum war dein Mobiltelefon ausgeschaltet? Deine Mum macht sich wahnsinnige Sorgen um dich, und davon wird ihre Krankheit auch nicht besser. Und ich lege keinen Wert darauf, den ganzen Abend hier draußen herumzulaufen und die Straßen nach dir abzusuchen, TammyLee. Du bist erst vierzehn, in Gottes Namen.«

»Ich bin vierzehn, und ich will ein *Leben*«, brüllte TammyLee.

»Werd jetzt bloß nicht patzig, mein Mädchen.«

»Ich bin nicht patzig, Dad. Ich bin traurig.«

»Worüber?«

»Sachen halt.«

»Was für Sachen?«

»Sachen, die du nicht verstehst.« TammyLee drehte sich um und marschierte davon, ihr Gesicht starr wie das einer Puppe. »Ist ja gut. Ich gehe ja schon nach Hause.«

Ich zögerte. Ich wollte ihr folgen, aber stattdessen beobachtete ich, wie der Mann hinter ihr herging und etwas über Teenager murmelte. Er sah verunsichert aus, und er beachtete mich nicht, als er an mir vorüberging.

Ich setzte mich auf die Mauer und dachte nach, während ich zusah, wie sie die Straße hinunterliefen. Ich hatte Glück gehabt. Ich hatte ein anständiges Zuhause bei einer alten Dame, selbst wenn sie mich Flaumball nannte. Sie fütterte mich und machte viel Aufhebens um mich, ich war sicher dort, und ich war frei. Im Augenblick liebte ich es, im Mondlicht draußen zu sein, daher würde ich selbstverständlich nachsehen, was in dieser Tüte war. Ich konnte seine Anziehungskraft spüren und dass es mich zu sich rief.

Auf der Gemeindewiese lebten wilde Tiere: Füchse, Ratten, Hermeline und Wiesel. Und Krähen. Etwas in dieser Tüte war am Leben, und ich musste vor ihnen zu ihm gelangen. Mit gebogenem Schwanz und angelegten Ohren sauste ich über die Gemeindewiese zurück, und als ich in die Nähe des Holunderbaums kam, der aus der Mauer wuchs, wurde ich nervös und legte mich flach auf den Boden.

Die Tüte leuchtete weiß vor dem Stamm. Sie war ge-

öffnet. Ich umrundete sie auf leisen Pfoten, meine Schnurrhaare zuckten, mein Fell sträubte sich vor Nervosität. Ich spähte hinein und wich erschreckt zurück.

Ein Baby. Ein menschliches Baby befand sich darin. Winzig, mit rotem Gesicht, seine kleinen Fäuste erhoben. Ihm war kalt, und es war hungrig. Was konnte ich tun?

Ich zwängte mich in die Tüte und deckte den Körper des Babys mit meinem warmen Fell und meinem Schnurren zu. Ich würde es warmhalten, ihm zeigen, dass es jemandem wichtig war. Ich würde bis zum Morgen bei ihm bleiben, bis jemand kam.

Ich machte es mir gemütlich, um auf die Morgendämmerung zu warten. Meinen warmen Körper hatte ich wie eine Decke über das winzige Baby gebreitet, und ich konnte seine Wärme unter mir spüren, den schnellen Schlag seines Herzens. Ich achtete darauf, Platz zu lassen, damit es atmen konnte, dann schloss ich meine Augen und schnurrte, froh darüber, diesem neugeborenen kleinen Wesen helfen zu können.

Denn ich wusste nur zu gut, wie es sich anfühlte, im Stich gelassen zu werden.

Bevor ich auf diesen Planeten kam, lebte ich in der unsichtbaren Welt und war eine Schimmerkatze.

Schimmerkatzen sind die Seelen von wirklichen Katzen, die zwischen zwei Leben in der unsichtbaren Welt leben. Manche nennen die unsichtbare Welt auch Him-

mel, und auf gewisse Weise ist sie das auch. Es ist friedlich und warm dort, voller Farben und Musik, und wir müssen uns keine Sorgen um unsere physischen Körper machen. Es gibt keine Krankheiten und keinen Hunger, keine Fliegen und keine Ausflüge zum Tierarzt und keinen Streit. Wir kommunizieren mithilfe von Telepathie, was leicht ist und schnell geht. Und wir dürfen mit den Engeln arbeiten, was wirklich toll ist.

In der unsichtbaren Welt sah ich immer noch wie eine Katze aus, aber ich war sehr leicht, wie eine Feder, und mein Gesicht war umgeben von einem Strahlenkranz aus Gold und Silber, wie Fell, nur aus Licht. Ich war eine sehr wichtige Katze. Ich saß majestätisch auf einem violetten Kissen, und alle Schimmerkatzen der unsichtbaren Welt versammelten sich um mich zu gemeinsamen Schnurrisungen, die Wellen durch das Universum schickten.

Ich war die Königin der Katzen.

Ich erklärte mich nur deshalb bereit, auf der Erde wiedergeboren zu werden, weil keine andere Katze es machen wollte. Die Aufgabe bestand darin, Verlassenheit zu erfahren und dann dabei zu helfen, ein verlassenes Kind wieder mit seiner Mutter zusammenzuführen. Es klang unmöglich, und genau deshalb dachte ich, dass ich es schaffen könnte. Kein Problem. Und ich hatte einen Engel, einen neuen, der sich mir als Engel der Geheimnisse vorstellte.

Sie war durchsichtig wie Glas, und ihr Gewand war voller raschelnder Sterne, in Türkis, Smaragdgrün und

Limonengelb. Zur Tarnung, sagte sie, um mit den Farben der Meere und Wälder der Erde zu verschmelzen.

»Wenn du auf der Erde bist, werde ich immer bei dir sein«, sagte sie mit einer Stimme, die wie Glockengeläut klang. »Doch meine Farben und meine Transparenz werden mir helfen, mich zu verstecken, und du musst dich daran erinnern und dich sehr anstrengen, um mich sehen zu können. Meine Stimme wird mit dem Geräusch des Regens verschmelzen, mit dem Klang des Windes in den Blättern, deshalb musst du auf der Suche nach mir genau hinhören und dich nicht von der Kakophonie ablenken lassen, die die Menschen erzeugen.«

Als es an der Zeit für mich war, als Erdenkätzchen geboren zu werden, war ich nervös, weil ich durch das Sternentor flitzen, loslassen und das goldene Netz durchbrechen musste. Ich hatte nicht das Gefühl, bereit dafür zu sein. Daher geleitete mein Engel mich durch ein schönes Land, wo Schimmerkatzen und Schimmerhunde spielten und ruhten, und schließlich kamen wir am Fuß der Regenbogenbrücke an, die überwältigend war.

»Such dir eine Farbe aus«, sagte sie. »Dann kannst du einfach mit erhobenem Schwanz hinübergehen.«

Ich zögerte und starrte zu der gebogenen Brücke aus strahlenden Farben hinauf. Ich setzte mich hin und betrachtete sie eine Weile, was mich beruhigte, da andere Katzen und Hunde vertrauensvoll über sie trotteten, manche gingen, andere kamen. Alle waren ruhig und friedlich.

»Wenn du dich erst einmal auf den Weg gemacht hast, kannst du nicht mehr umkehren«, erklärte mein Engel mir. »Lass dir deshalb Zeit, und alles wird gut. Vertrau mir, ich bin ein Engel.«

Noch immer zögerte ich, und sie sagte: »Warum nimmst du nicht rosa? Es ist die Farbe der Liebe. Damit kannst du nichts falsch machen.«

Ich setzte eine schimmernde Pfote in das rosafarbene Licht, und bevor ich wusste, wie mir geschah, ging ich mit erhobenem Schwanz immer höher die Regenbogenbrücke hinauf. Es war ganz leicht! Hinter ihr, weit in der Ferne, tief unter mir, befand sich der Planet Erde. Und ich hätte am liebsten geweint, denn er sah so zart und komplex aus mit seinen zauberhaften Farben. Leuchtende Blautöne, tiefe Grüntöne, Zitronengelb und jede Menge Weiß.

Doch als ich den Gipfel erreichte, wirbelte mein Engel mit einem Rauschen ihrer Flügel an mir vorbei. Schockiert sah ich, wie sie verschwand; ihre Farben schimmerten, als sie sich auflöste und eins wurde mit der Landschaft des Planeten Erde. Ich konnte jetzt nicht mehr anhalten. Ich raste, glitt, die andere Seite der Regenbogenbrücke hinab, es nahm mir den Atem, und obwohl ich wusste, wie es vor sich gehen würde, hatte ich immer noch Angst.

Ich wollte nicht, dass mein fabelhafter Geist in ein winziges, sich windendes Erdenkätzchen fuhr. Ich wollte zurück und für immer die Königin der Katzen bleiben.

Doch es war zu spät. Geboren zu werden, war so niederschmetternd. Ich hätte geliebt werden sollen – und wurde es nicht.

Ich wurde unter einem Bett geboren, direkt neben einem Paar stinkiger Pantoffeln. Und meine Mutter mochte mich nicht. Sobald ich geboren worden war, versetzte sie mir einen harten Schlag mit ihrer Pfote, sodass mein kleiner, nasser Kopf zur Seite flog. Ich war blind, aber ich konnte ihren Ärger spüren, als ich um den ersten Atemzug rang. Sie machte mich dafür verantwortlich, dass sie festsaß, und dafür, dass ich ihr Schmerzen verursacht hatte. Schwach und erschreckt lag ich alleine da und kühlte immer mehr aus.

Die Stimme eines Mannes ließ mich zusammenfahren.

»Ellen!«, brüllte er. »Rate mal, was *diese Katze jetzt wieder angestellt hat!*«

»Was denn?«

»Sie hat unter dem Bett Junge geworfen.«

»Oh, Jessica!«

Ellens Stimme war wunderbar. Ich hörte, wie sie näherkam und unter das Bett blickte. »Oh, die kleinen Schätzchen«, flüsterte sie. »Sei nicht böse auf sie, Joe. Wir können sie in einem Korb mit nach unten nehmen. Ah, sieh nur, wie sie saugen. Was für ein cleveres Mädchen du bist, Jessica.«

Mir war kalt, und ich war am Verhungern, daher quiekte ich so lange, bis Ellen mich bemerkte, und dann fühlte ich ihre Hand um mich.

»Was ist mit dem hier, Jessica?« Sie setzte mich nahe bei meinen zwei schnurrenden, schluckenden Brüdern ab und schob mein Gesicht sanft in das Fell meiner Mutter. »Nein, fauch sie nicht an, Jessica. Sie ist wunderschön. Silbern getigert, mit langem Fell, und sie hat rosa Pfoten, wie du. Komm schon, du musst sie saugen lassen.«

Ich fand eine Zitze und saugte wie verrückt, bis warme, süße Milch mein Maul füllte und Mutter sich endlich entspannte und mich gewähren ließ, während Ellen in der Nähe blieb und sie ermutigte. Ich hatte das Gefühl, dass Jessica rebellisch war, aber alles für Ellen tun würde. So wurde ich gefüttert. Doch Jessica mochte mich nie. Sie ließ mich immer als Letzte drankommen, überhäufte meine zwei Brüder mit Aufmerksamkeit, und sie knuffte mich, wenn Jessica nicht da war. Zweimal wurden wir in einen netten Korb gesetzt und nach unten getragen, und beide Male trug Jessica uns zurück, einen nach dem anderen, wobei sie uns am Nacken festhielt. Als ich an der Reihe war, war sie nicht zimperlich. Sie stieß mit mir immer wieder an, während sie die Treppen hochkletterte.

An diesem Tag, noch bevor unsere Augen sich öffneten, gab es eine Menge Geschrei und Geheule im Haus, und wir alle lagen zitternd dort, kuschelten uns aneinander und fragten uns, was passieren würde. In was für eine Art von Zuhause waren wir da gekommen?

Am Ende des Tages hörte ich ein wunderbares lautes Schnurren und spürte ganz nahe bei uns einen riesigen

Kater, der uns betrachtete und beschnüffelte. Er war liebevoll und gütig, das wusste ich, aber meine Mutter knurrte ihn trotzdem an, bis er zurückwich. Als unsere Augen dann offen waren, konnte ich ihn sehen. Er war schwarz, mit weißer Brust und weißen Pfoten, langen weißen Schnurrhaaren und besorgten grünen Augen. Seine Aura war enorm und leuchtete. Salomon, mein Vater.

Ich entspannte mich, denn ich dachte, dass ich anständige Eltern und ein warmes, sicheres Zuhause hatte, selbst wenn darin eine Menge geschrien wurde. Wir drei wuchsen unter dem Bett auf, lernten zu krabbeln, unsere Schwänzchen aufzurichten und zu spielen. Wir gewöhnten uns daran, dass Ellen und ihr kleiner Junge John uns hochhoben. Tatsächlich liebten wir es. Sie waren so herzlich und freundlich, streichelten unser Fell und redeten mit uns.

Bis zu diesem schrecklichen Tag, den ich niemals vergessen werde.

Wir waren vier Wochen alt und lernten gerade, wie man Katzenmilch von einem Teller leckt. Jessica war eine strenge Mutter. Sie knuffte uns, wenn wir unsere Pfoten hineinsetzten, und sie hielt uns gewissenhaft sauber, wobei ich immer die Letzte war. Manchmal kam unser Vater Salomon und putzte mich, schnurrte und kommunizierte telepathisch mit mir.

An jenem Tag erbebt das Haus wie von Donnerschlägen, und zwei fremde Männer tritteten rein und raus,

bewegten Möbelstücke, schoben sie, zerkratzten den Boden und trugen sie polternd die Treppe hinunter. Dann kam Joe mit einem Korb in der Hand herein. Er stellte ihn auf dem Schlafzimmerboden ab und griff unter das Bett, wo wir uns an den warmen Körper unserer Mutter gekuschelt hatten.

»Tut mir leid, Jessica«, sagte er und hob uns, einen nach dem anderen, mit seiner großen Hand hoch und ließ uns in den Korb fallen. Ich sah den ängstlichen Ausdruck in den Augen meiner Mutter, als sie uns folgte, und das war das letzte Mal, dass ich ihr liebes schwarzweißes Gesicht sah. Sie weinte und weinte, als Joe den Korb zuklappte. Er knallte die Schlafzimmertür zu, und wir hörten Jessicas widerhallende Verzweiflungsschreie und das Kratzen ihrer Pfoten an der Tür.

Wir drängten uns zusammen und klammerten uns mit unseren winzigen Pfoten fest, als er die Treppe hinuntersprang und dabei den Korb hin und her schwenkte.

»Kein Grund zum Weinen«, sagte er zu Ellen und John. »Also hört auf zu flennen. Wir haben wichtigere Dinge, über die wir uns Sorgen machen müssen, als über ein paar Kätzchen.«

Er brachte uns nach draußen, und das war das erste Mal, dass ich den Himmel sah und den Rasen roch. Ein Vogel sang hoch oben in einem der Bäume, und Frauen und Kinder gingen mit Kinderwagen vorbei. Niemand schien sich für uns – drei Kätzchen, die plötzlich ihrer Mutter entrissen worden waren – zu interessieren. Jessica

stand am Fenster und weinte und weinte und kratzte mit ihren rosa Pfoten über das Glas.

»Du wirst sie doch zum Katzenasyl bringen, oder?«, sagte Ellen zu Joe.

»Natürlich. Mach nicht so einen Aufstand.« Joe stellte den Korb schwingvoll in ein Auto, und eine weitere Tür wurde vor unseren Nasen zugeschlagen. Jetzt waren wir ernsthaft besorgt und krochen wild im Korb umher, auf der verzweifelten Suche nach einem Spalt oder Loch, durch das wir entkommen konnten.

Im Inneren des Autos roch es nach Bier und Socken. Es quietschte und klapperte, als Joe uns von unserem Zuhause und unserer Mutter wegfuhr, weg von Salomon, von Ellen und John. Wir fahren schnell, der Korb schwankte, wenn das Auto abbog. Uns wurde heiß vor Furcht, und wir waren bald erschöpft von unseren angestrengten Fluchtversuchen.

»Jetzt sind wir fast da, Leute«, sagte Joe. Er nahm mit dem Auto eine scharfe Kurve und bremste ab. »Hier sind wir: Katzenasyl.«

Er stellte den Motor aus, und jetzt war nur noch der Klang unserer drei Babystimmen zu hören, wie wir wieder und wieder nach unserer Katzenmama schrien. Joe holte den Korb aus dem Wagen und ging zu einem hohen Tor aus Draht. Er blieb davor stehen und blickte auf das Anschlagbrett.

Und dann explodierte er.

»*Mist!*«, brüllte er. »Es ist *geschlossen*.«

Er trat gegen das Tor. Er stellte den Korb ab und rüttelte mit beiden Händen daran.

»Wozu ist ein Katzenasyl gut, wenn es *geschlossen* ist?«, brüllte er.

»Tja, irgendwo müsst ihr ja hin. Ich muss zurück. Ich kann keinen Haufen wimmernder Katzen gebrauchen.«

Er schleuderte unseren Korb in eine Hecke. Dann stieg er wieder in das Auto, wendete und brauste davon, wobei er eine schwarze Abgaswolke und herabregnenden Schotter in der Gasse hinterließ.

Und er ließ uns dort zurück, drei verängstigte Kätzchen, die in einer Ecke des Korbes kauerten.

Wenige Minuten später kam das Auto wieder angerast und machte eine Vollbremsung. Joe stieg aus, eine Bierdose in der Hand. Immer noch fluchend, ergriff er den Korb, öffnete ihn und kippte uns wie Müll in das hohe, nasse Gras.